



A rectangular button with a dark, textured background and the word "HOME" in white, uppercase letters.

Georg Britting

Sämtliche Werke - BandSeite 9 bis 37

Journalistische Anfänge

bei den „Regensburger Neuesten Nachrichten“

»**Regensburger Impressionen**

«

Zwölf Stadtbilder und vier Literaturbesprechungen
aus dem Jahr 1911

Die Dult

Es liegt ein seltsamer Zauber in dem Wort. Heller leuchten die Augen der Kinder, wenn sie es hören und ihre leicht beschwingte Phantasie läßt ihnen eine Welt erstehen voll dunkelgeahnter, geheimnisvoller Schönheit und märchenhafter bunter Pracht. Ihnen erscheint die flitterhaft aufgeputzte Budenstadt ein Ort, der Köstliches und Wunderbares birgt. Sie sehen nicht Elend, Not und Laster, das hinter dem billigen, verlogenen Prunk fratzenhaft graut, wie das Gesicht einer alten Kokotte, unter der Schminke. Den Kindern ist der Herkules mit den dicken Muskelwülsten, der mit den schwersten Eisenkugeln hantiert, als wären sie Spielzeug, ein gewaltiger Held, der Furcht und Bewunderung einflößt. Und der Zauberer, der im weiten roten Kaftan mit der spitzen Mütze auf dem Kopfe die ungeheuerlichsten Dinge vollbringt, Kaninchen verschluckt und wieder aus dem Rockärmel zieht, und die blanken

Taler nur so aus der flachen Hand holt, er ist ihnen ein mächtiger Mann, vor dessen funkelnem Blick sie Angst haben. Aber selbst der Erwachsene kann sich dem eigenartigen Reiz nicht entziehen, der von der Welt der fahrenden Leute ausgeht. Man lächelt überlegen, wenn man das Wort Jahrmarkt hört, zitiert wohl gar seinen Goethe: das Lärmen, Schreien, Kegelschieben, ist mir ein gar verhaßter Klang, sie toben wie vom bösen Geist getrieben, und nennens Freude, nennen es Gesang - und wenn dann die bunte Gesellschaft wieder einmal den Protzenweiher in Stadtamhof in Beschlag gelegt hat, so wandert man doch hinaus, um den Rummel mitzumachen. Schon wenn man die Steinerne Brücke zur Hälfte passiert hat, klingt einem das Gedudel und Lärmen entgegen, das bei jedem Schritte wächst. Auf der schmalen Straße zwischen den Verkaufsbuden schiebt sich ein dicker Menschenstrom langsam vorwärts. Die Luft ist mit Staub gesättigt, aber alle die vielen Gesichter blicken fröhlich - äußerlich schadet der Staub ja wenig und was sich in der Kehle ansetzt, wird hinuntergeschwemmt - aber beileibe nicht mit Wasser. Auf dem Protzenweiher, wo die Schaubuden aufgeschlagen sind, entwickelt sich das eigentliche Dultleben. Das ist ein Stoßen und Drücken, Lachen und Scherzen, Flirten und Kokettieren! Heiser tönt die Stimme des Ausrufers, der »für nur zehn Pfennig, Kinder und Militär auf allen Plätzen die Hälfte« die größten Herrlichkeiten verspricht. Das gellende Gebimmel einer Glocke versucht die Aufmerksamkeit auf einen Grand-Zirkus zu lenken, während das Schichtlsche Künstler - und Zaubertheater eine eigene Kapelle dazu verwendet, mit mehr Lärmaufwand als künstlerischer Eigenart das Publikum anzulocken. Der Erfolg zeigt, daß Buschs Wort »Musik wird störend oft empfunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden« nicht überall Geltung besitzt. Anhänger der Antilärbewegung dürfen sich überhaupt nicht auf den Dultplatz

wagen, denn der disharmonische Vielklang von Geräuschen, der bis in den späten Abend hinein nicht verstummt, gehört nun einmal zu dem Rummel, und das Publikum trägt das seine nach Kräften bei, den Lärm zu steigern. Je größer das Gedudel und Gebrüll, desto größer die Gaudi. Die Aviatik, die ihre praktische Verwendbarkeit schon auf so vielen Gebieten erprobt hat, hat sich nun auch die Dult erobert. In einer Ecke sausen die Luftschiffe aller Konstruktionen im Kreise in der Luft herum - zum Unterschied von ihren Schwestern sind sie allerdings durch lange Eisenstangen an einem gemeinsamen Mittelpunkt befestigt. Kreischend und vor Vergnügen johlend sitzen die Passagiere in den Gondeln und genießen den Zauber einer Luftfahrt, die allerdings von nur sehr kurzer Dauer ist.

Phantastisch angelegte Gemüter starten dem »Verrückten Haus« einen Besuch ab, das sich von Zeit zu Zeit plötzlich in den Angeln hebt und in aller Gemütsruhe den Kopfstand ausführt. Ein grotesker Anblick. Der Clou der ganzen Dult ist diesmal aber unstreitig das Freudenrad. Es ist aber auch eine gar ergötzliche Geschichte: Die Gescheiten schauen lachend zu wie sich die - Minderklugen strampelnd und brüllend auf den Boden wälzen. Die tückische große Scheibe schleudert ganze Reihen kreischender Menschen gegen die ledergepolsterten Barrieren, mit jeder Umdrehung leert sie sich mehr, bis zuletzt nur noch ein Schlaucherl sitzen bleibt, der sich auf den Mittelpunkt niedergelassen hat und von da, gesichert und in nicht zu erschütternder Position, schmunzelnd die Kollegen betrachtet, die sich mühsam wieder vom Boden aufrappeln. Und erst wenn die Damen an die Reihe kommen! Zwar wagen sie sich nur in spärlicher Zahl auf die rotierende Scheibe, aber desto größer ist dann die »Hetz« für die zuschauende Männerwelt, wenn das Ewig-Weibliche in tollem Durcheinander auf dem Boden kollert.—
Wenn abends die elektrischen Birnen aufglühen und die Budenstadt

in magisches Licht hüllen, wenn die Schatten an den Zeltwänden dunkeln, dann ist es ein eigenes Wandern im Reiche der fahrenden Leute. Leicht vergißt man seine Umgebung, gerät ins Träumen, - bis ein scharfer Trompetenstoß in die Wirklichkeit zurückführt, in den tollen Wirrwarr, voll Unsinn und Lust, Dult genannt.

[I911]

Der Haidplatz

Der Abend war voller Frieden herabgesunken, die Straßen sind still und leer geworden. Aus den Fenstern leuchtet der gelbe Schein der Lampen. Nur manchmal schallt ein Schritt übers Pflaster, und klingt eine Tür und hallt eine menschliche Stimme. Dann fällt ein Tor ins Schloß und ein Schlüssel knarrt und kreischt - dann ist es still. Nur der Brunnen rauscht. Die Zinnen und Zacken des »Goldenen Kreuzes« stechen in den Nachthimmel und der massige Bau des Thon-Dittmer-Hauses liegt wie ein schlafendes Ungetüm, das aus hundert dunklen Augen droht! Frau Justitia auf dem Brunnen hebt in starrer Ruhe das Schwert, während ihre andere Hand die Waage der Gerechtigkeit trägt. Und unbeweglich sieht sie in die Nacht. In die Zeit des Mittelalters ist der Platz Frau Justitia und die alten Patrizierhäuser scheinen sich enger aneinander zu drängen, wie eine Herde geängstigter Tiere. Und der Brunnen rauscht ein Lied, zart und werbend, schmelzend und schwermütig,irgendetwas von pochenden Herzen und bebenden Lippen, von Hoffen und Sehnen und Schluchzen und Tränen. Eine leise Melodie springt auf Sie klingt, als ob Musik durch dicke Vorhänge dränge dahinter ein heimliches Brautpaar tanzt, einen langsamen Walzer voll geheimen

Glückes und schwermütiger Süße. Ober die starren Züge der Justitia scheint ein leises Lächeln zu gleiten, über den Brunnen, der so törichtes Zeug plaudert, das doch so traut und lockend klingt! Dann blickt sie wieder ernst und unbeweglich wie zuvor. Und der Brunnen rauscht sein Lied - die ganze Nacht.

[I911]

Die steinerne Brücke

Mit wilder, ungebändigter Kraft wirft sich der Strom gegen die eisenbewehrten Pfeiler und bohrt sich, ein Winkelried, die spitzigen Lanzen der Brücke in den Leib. Und es nützt doch nichts. Aber der Trotzkopf in seinem jugendlichen Ungestüm läßt nicht ab; brausend und schäumend stürmen seine Wellenrosse gegen die festen Steinquadern, um immer doch kläglich zu zerschellen. Die Brücke ist dieses ungebärdige Toben der Wasser schon gewohnt, achtet gar nicht darauf. Sie weiß sich fest gegründet und läßt den Wildling sein tolles Spiel treiben. Ihr wird so leicht nichts geschehen, die mächtigen Steinbogen scheinen für die Ewigkeit gebaut. Voll gedrungener Kraft spannt sich ihr riesiger Leib über den Strom - ein Bild von höchstem, architektonischem Reiz. Alles an ihr ist schwer und wuchtig, und doch ist sie auch wieder leicht geschwungen, als wäre der Stein eine biegsame Weidengerte - eine seltene Vereinigung von Kraft und Anmut. Drum lächelt sie auch über das wilde Tun des Stromes. Sie weiß, der kann ihr nichts anhaben. Wenn nur nicht die Menschen, die vor nichts zurückschrecken, wenn es gilt, ihre Interessen zu verfolgen, ihr zu Leibe gehen werden. Sie hat es schon erleben müssen, daß das alte Brücktor niedergerissen wurde, weil es ein Hemmnis für den modernen Verkehr bildete und seitdem will die

Angst nicht mehr von ihr weichen, daß es ihr ähnlich gehen werde. - Aber noch steht sie in stolzer Pracht. Die Sonne gleitet über die grauen Quader und trifft mit ihren glänzenden Strahlen das »Brückenmannl«, das geblendet von der Lichtfülle schützend die Hand vor die Augen hält. Von der Stadt grüßt der Dom zur Brücke und der Rathausturm und im Osten leuchtet von sanft ansteigendem Hügel ein schimmernder Tempel: Die Walhalla. Unten rauscht und gurgelt der Strom und von Stadtamhof klingen die hellen Schläge der Turmuhr der St. Mang-Kirche herüber. Wer die Brücke je so gesehen, in Sonnenglast zur Mittagstunde, dem wird ihr Bild nie aus dem Herzen schwinden, und er wird sie zu dem schönsten und eigenartigsten stellen, was Städte an schönen und malerischen Gebäulichkeiten zu bieten haben.

Der Römerturm

Schroff, trotzig, einsam, wetterhart dräuend und finster, gleich einem Vorposten wider den Feind, von Stürmen ewig begehrt und nie überwunden streckt er seine Mauern in die Höhe. Sie sind stolz; Jahrhunderte konnten ihnen nichts anhaben. Und starr sind sie, in jedem Stein steckt ein Stück Tradition, Tradition ist ein Mörtel, stark und fest wie Eisen. Diese mächtigen Quadern sind durch nichts aus den Fugen zu bringen. Der finstere Geselle, der sich seiner wuchtigen Größe bewußt scheint, der seine massige Gestalt schwer und dräuend aufreckt, macht ein gar mürrisches Gesicht, wenn in des Tages Lärm die Menschlein um seine Füße huschen, die Elektrische sausend vorbeiklingelt. Anderes ist er gewohnt. Der schwere Tritt der römischen Legionen liegt ihm noch im Ohr, besser behagten ihm die wilden, bärtigen Gesichter der eisengepanzerten Stadtknechte, besser die rauhen Fluchworte kommandierender,

französischer Offiziere. Viel hat er gesehen und mit erlebt der ragende Koloß, Freud und Leid, gute und schlechte Zeiten im bunten Wechsel. In unsere Tage paßt er nicht recht mehr. Unser nervöses und aufgeregtes Tun sticht zu grell ab von seiner unerschütterlichen, feierlichen Ruhe. Er spürt das selber und darum blickt er des Tages über so grämlich. Des Nachts muß man ihn sehen, wenn der laute Lärm verstummt ist und die Straßen still und dunkel liegen. Von alten, längst vergangenen Zeiten träumt er dann, und die Schauer großer Taten und Ereignisse umwittern ihn. Der Mond taucht den stillen Bau in sein silbern Licht. Er will ihn locken und sprechen machen. Aber die Mauern leuchten nur auf und werfen den Glanz zurück. Und der späte Wanderer, dessen hallende Schritte über den Platz tönen, steht in ehrfürchtigem Staunen: schwarz und drohend hebt sich der steinerne Riese vom Nachthimmel, aber um seine verwitterten Züge huscht doch ein verlorenes Lächeln, ein Lächeln, wie es alte Leute haben, wenn sie der eignen, fernen Jugendzeit gedenken.

Der Dom

Wenn an regenfeuchten Herbstabenden seine Silhouette sich schwarz und finster abhebt und die grauen Türme in den dunkelnden Himmel ragen, dämmert der geheimnisvolle Reiz mittelalterlicher Mystik um seine Mauern. Das verwitterte Gestein schimmert feucht und huschende Nebel brauen um das hohe Portal. jeden Augenblick vermeint man die weiten Tor? Flügel aufspringen zu sehen und den eintönigen Gesang verhüllter Nonnen zu vernehmen, die in langem Zuge durch die hallenden Gänge schreiten. Durch das durchbrochene Mauerwerk der Türme blinzelt das fahle Mondlicht; es zittert in mattem Glanz auf den

Gestalten der steinernen Wasserspeier und setzt seltsame Lichter auf das schwärzliche Grau der vorspringenden Zacken und Erker. Die spitzen Seitentürmchen ducken sich ängstlich, schmiegen sich eng an ihre große Mutter und wenn ein scharfer Windstoß um die Ecken faucht und eine Hand voll Regen prasselnd gegen das Gemäuer wirft, scheineu sie verschüchtert und erschrocken zusammen zu zucken und leise zu weinen. Ein schwarzer Wolkenballen ist mählich an den Mond herangekrochen und hat seine helle Scheibe überdeckt. Nun ist der mächtige Bau in tiefstes Dunkel gehüllt. Seine schwarzen Konturen wachsen ins Riesenhafte, sind seltsam verzerrt. Und als jetzt von einem nahen Turm elf Glockenschläge in die Nacht tönen, klingen sie ganz beklommen als scheuten sie sich den finsternen Riesen zu stören, der unheildrohend seine mächtigen Arme reckt. ? Ein anderer ist der Dom an einem sonnendurchfluteten Oktobernachmittag. Aus dem wuchtig schweren Unterbau streben voll leicht beschwingter Anmut die schlanken Türme und baden ihr Haupt im leuchtenden Licht. Wenn man die gewaltige Größe und Wucht der mächtigen Kathedrale betrachtet, fühlt und bewundert man erst die zarte[,] feingliedrige, graziöse Struktur der Teile. Von aller Erdschwere losgelöst, die Stein gewordene Phantasie eines gottbegnadeten Künstlers, drängen und quellen in unbeschreiblicher Schönheit und Fülle die Linien nach oben, bis das gewaltige Strahlenbündel immer zarter und durchsichtiger wird und auf seiner Spitze als krönenden Abschluß die Kreuzblume trägt. Es ist ein Symbol der Lebensfreude, der Lebensbejahung wie da in Licht und Sonne getaucht der ganze Bau von einem jubelnden, jauchzenden Streben beherrscht ist, wie aufwärts, zur Höhe jedes kleine und kleinste Türmchen strebt, wie jeder Erker, jede Säule nach oben weist, wie jedes einzelne wieder sich zum Ganzen schließt und in

gebändigter Harmonie, in ruhiger Schlichtheit und Schöne zur Erfüllung gelangt.

Die Wahlenstraße

Die Sonne flimmert verträumt auf dem Pflaster. Ihr zitternder Schein ist schon dünn und blaß geworden. Herbstsonne ist müd, und schwach und kraftlos. Nur kurze Stunden des Tags läßt sie sich blicken, um bald, als ob sie sich ihrer Ohnmacht schämte, wieder zu verschwinden. Sie ärgert sich: Sonst flüchteten die Menschen, ihrer Glut zu entgehen, während sie nun mit Behagen die lind wärmenden Strahlen aufsuchen. ? Die Sonne hat jetzt ihre eigene Schönheit. Die ist wie das Lächeln einer frommen Nonne, die überwunden hat und Leid und Freud der Welt mit wehmütiger Anteilnahme, die über den Dingen steht, betrachtet. Sie webt den verklärenden Schein stillen, beschaulichen Sichbegnügens um alle Gegenstände, auf die sie fällt. Die alten Häuser in der Wahlenstraße gewinnen in ihrem Lichte Leben. Mit blassem Gold malt sie die Ecken aus, sorgsam und mit feiner Kunst. Die grauen, verwitterten Mauern erschimmern in Märchenglanz und der »goldene Turm«, der alte, finstere Geselle macht ein gar freundliches Gesicht, wenn die huschenden Strahlen ihn umspielen.? Ein Stück Mittelalter verkörpert die Wahlenstraße. Die meist schmalen, gedrückten Häuser sind unregelmäßig gebaut und haben sich nicht einer geraden Linie anpassen lassen. Das eine guckt vorwitzig weit in die Straße, während das andere sich ängstlich zurückzieht. Der stolze Wehrturm, der schroff aufragt, der goldene Turm, beherrscht mit seiner wuchtenden Größe das ganze Bild, das in seinem bunten Reiz einen malerischen Ausschnitt aus AltRegensburg festhält, wie er echter und von

wahrheitsgetreuerem Kolorit gar nicht sein könnte. Wer vom Kohlenmarkt her langsam die Straße heraufschreitet und den verschwiegene Zauber und die Eigenart der Straße auf sich wirken läßt, glaubt sich ein paar Jahrhunderte zurück versetzt. Es wäre gar nicht so erstaunlich, wenn aus einem alten Torbogen plötzlich ein züchtiges Jungfräulein träte, mit Faltenrock und Riegelhaube und mit bescheidenlichem Augenaufschlag den Wanderer grüßte, oder ein bärtiger Stadtknecht mit klirrender Hellebarde einherstapfte. Es müßte schön sein, auf einem malerischen, mit Blumen geschmückten Balkon, wie die Straße deren mehrere aufweist, zu sitzen und zu träumen, die Gegenwart um sich versinken zu lassen und alte Zeiten und alte Menschen heraufzubeschwören, um sie singen und sagen zu hören von denselben Leiden und denselben Freuden, die auch uns bewegen.

Die Allee

Wie ein kostbarer Gürtel den Leib einer schönen Frau umspannt, so legt sich in weitgeschweiftem Bogen ein Perlenkranz von seltener Anmut um die Stadt - die Allee. Nun sie ihr Herbstkleid angelegt und das einförmige Grün ihrer Gewandung mit braunen und roten Flecken aufgeputzt hat, ist sie in ihrer farbenfrohen Pracht reizvoller denn je. Raschelndes Laub bedeckt die glatten Kieswege und die welken Blätter raunen unter den Füßen der Spaziergänger ihr uraltes Lied, von Sterben und Vergehen. Die blanken Sonnenstrahlen spielen durch die leicht gelichteten Baumwipfel. Der Himmel ist mattblau, mit einer Tönung ins Grünliche, manchmal fast noch sommerlich schimmernd. Ein eigener Duft von feuchtem Gras und vermoderndem Laub steigt von den Rasenflächen, die Luft

ist von einer herben Frische, die stärkt und belebt und zuweilen doch kühl zusammenschauern läßt. Ein leiser Windstoß fährt in das Gezweige einer Kastanie, daß die großen, leuchtend gelben Blätter sanft schaukelnd in Scharen zu Boden wirbeln. Melancholisch klagt das Plätschern der Springbrunnen, die zu beiden Seiten des mächtigen steinernen Obelisken, »dem ersten Stifter der Anlagen, Karl Anselm, Fürst von Thurn und Taxis« errichtet, ihre Wasserkünste spielen lassen; es klingt, als wolle das einförmige Singen im nächsten Augenblick verträumt verstummen. Vom Bahnhof tönt ein schriller Pfiff herüber, man hört den Zug anfahren, die Räder knirschen, dröhnend schwillt das Geräusch an, wird schwächer, bis es mählich in der Ferne verhallt. Die Stadt, die doch so nahe liegt, scheint versunken. Vom Straßenlärm ist nichts zu vernehmen und wenn nicht die ehernen Glockenzungen die Stunden kündeten, könnte man meinen, in den weiten Parkanlagen eines abgelegenen Landschlusses zu weilen. Durchwandert man den Teil der Anlagen, die das fürstliche Schloß umsäumen und den Einblick in den wohlgepflegten Hofgarten gestatten, wird der Eindruck verstärkt. Das stolze Schloß liegt in abweisender Stille und kalter Schönheit, während die weißen Säulen des lieblichen Parkschlößchens »Fürstenruh« freundlich durch die grünen Sträucher grüßen. - Manch ein verschwiegenes, verstecktes Plätzchen lockt zum Träumen. Wenn warmes Gold die Baumstämme umkleidet und das welke Laub im milden Sonnenlicht in tieferem Glanze erschimmert, so läßt es sich gar schön sitzen und sinnieren. Wie die fallenden Blätter im leichten Windhauch sinken und schweben, wandern leicht bewegt die Gedanken, zurück, zu ernsten und heiteren Bildern der Vergangenheit, vorwärts, zu den Wünschen und Hoffnungen der Zukunft.

An der Herzogsmauer

Der Wind spielt mit den gelben und braunen Blättern, die den Boden bedecken, und führt einen tollen Tanz mit ihnen auf. In wilder Jagd hetzt er sie die Mauer entlang, um sie mit seinem Lachen plötzlich in die Luft zu wirbeln. jauchzend fängt er sie auf seinen breiten Schwingen wieder auf, trägt sie eine Strecke fort, um dann das verrückte Spiel von vorne zu beginnen. Die Donau sieht in gemessener Ruhe dem ausgelassenen Tun des Wildlings zu. Sie scheint ihre alte Bekannte, die Mauer, zu grüßen und geschwätzig schlagen ihre Wellen an das Ufer, nimmer müd im Erzählen. Nur manchmal wird das leise Rauschen ihrer Wasser übertönt von einem hohlen Gurgeln, das von der Mitte des mächtigen Stromes kommt, wo die helmtückischen Strudel lauern. Ober die verwitterte, zerbröckelnde Mauer nicken grüne Sträucher, leuchten in bunten Herbstfarben die Wipfel der Bäume. Weinlaub klettert über die Risse und Spalten des Gesteins und umkleidet die Quadern mit sattem, dunkelndem Rot, Auf den vermoosten grauen Steinen blinzelt ein verirrter Sonnenstrahl, der vorwitzig durch das dichte Geäst einer Buche schlüpfte. In sanften, leicht geschwungenen Linien zieht sich jenseits des Stromes der flache Hügelzug hinan auf dessen Hängen der Herbst in blassem Golde liegt. Die Türme der Stadt schieben sich im Osten in das Bild und die drei Donaubrücken überspannen im weiten Bogen den Fluß, dessen breites Silberband mit einem verlöschenden Funkeln am Horizont endet. Die ganze Schönheit des Herbstes, die sanfte Melancholie seiner Farben und die süße Traurigkeit seiner Stimmung ist an diesen Ort gebannt. Das milde Sterben der Natur ist im sonnigen Frühherbst von einem eigenen Zauber umflossen, dessen verklärte Schönheit an Eindringlichkeit der Fülle und Pracht des Sommers nicht nachsteht. Wer sie ganz

empfinden und auskosten will, der wandere an einem warmen Nachmittag der Donau entlang, bis ihn die Schatten der Herzogsmauer aufnehmen und verwelle dort, in schwelgendem Schauen versunken.

Das Stadtbild

Ein sonniger Herbsttag wie sie der späte Oktober manchmal noch bringt. Ein warmes Aufleuchten aller Farben, eine quellende, zitternde Helle in der milden Luft, ein letztes Anheben und Schwingen aller Töne vor dem Abschied. Da läßt es sich gut wandern auf den Höhen des Dreifaltigkeitsberges. Die Sonne zieht schmale Streifen matten Goldes über die verschlungenen Wege und lächelt mit der sanften, abgeklärten Güte einer noch immer schönen Frau durch das gelichtete Gelb und Rot der Bäume. Raschelndes Laub bedeckt den Boden. An dem grauen, verwitterten Gedenkstein geht es vorüber, der schemenhaft das Bild des großen Korsen auftauchen läßt: »Von diesem Platze aus wurde Stadtamhof am 3. April 1809 in Brand geschossen« .. .

Nun führt der Steig abwärts, kreuzt die breite Landstraße nach Kareth, um dann mählich ansteigend an der Seiden-plantage vorbei in mannigfachen Windungen die Höhe zu gewinnen. Das ist ein prächtiger Anblick: Da liegt zu Füßen die vieltürmige Stadt, eingebettet in das flachgewölbte Talbecken, von der Sonne beschienen, von den grauen Türmen des Doms überragt, der, Regensburgs Wahrzeichen, in seiner wuchtenden Größe das ganze Bild beherrscht. Scharf zeichnet sich seine ruhige, von klaren Linien getragene Silhouette vom Himmel ab, es überwältigt die reine Schönheit des Baues, dessen bewundernswürdige Einfachheit und Schlichtheit der Komposition tiefe und starke Wirkungen von

eindringlicher Nachhaltigkeit hervorbringt. Der massige Rumpf des Rathausturmes reckt sich daneben empor. Das Zifferblatt der Uhr wirkt wie das Gesicht des trotzigem Gesellen, das einen seltsam wechselnden Ausdruck annimmt, wenn die großen, gelben Zeiger im Sonnenlicht sprühenden Glanz werfen. Um Dom und Rathaus scharen sich die grauen Häuser der Altstadt, ein dicker, schwarzer Fleck, aus dem sich hoch und stark der goldene Turm hebt. Deutlich sieht man wie sich, bei der Herzogsmauer beginnend, das Grün der Anlagen in das steinerne Meer schiebt und sich in weitem Bogen durch die Stadt zieht. Im Westen, wo die neuen Häuser der Prüfeninger Straße einen weit vorgeschobenen Vorposten bilden, sich wie eine langgestreckte Zunge in Wiesenflächen und Felder hinein erstrecken, grüßt das rote Ziegeldach des Ausstellungsturnis im Stadtpark freundlich herauf. Fern am Horizont, bei Maria Ort, liegt leuchtendes Feuer - Sonnenlicht und die Wasser der Donau verschmelzen zu wundersam tiefdunkelndem Rot. Der breite glänzende Spiegel des Stromes rückt näher, brausend zerschellen an den mächtigen Quadern des »Wehrlochs« seine Wellen: in zwei Arme geteilt, in gemächlicher Ruhe durchrauscht er die Stadt: die Arme vereinigen sich wieder und in stiller Größe flutet der Strom in seinem Bette, froh seiner nun wieder gesammelten Kraft. Der Obere Wöhrd ist von anmutiger schlichter Schönheit. Wie ein breiter Keil stemmt sich das grüne Eiland den brausenden Wassern der Donau entgegen. Die lange Baumreihe, die sich inmitten der Insel bis zu den ersten Häusern hinzieht, gibt der Landschaft ihr typisches Aussehen.

Zwei von den drei Brücken, die die Donau überspannen, sieht man. In kühnem Bogen streckt der Eiserne Steg seinen geschmeidigen Leib vom Oberen Wöhrd zur eigentlichen Stadt. Er nimmt sich zwischen den schweren, finsternen Häusern überirdisch leicht und

dünn aus. Da ist die Steinerne Brücke von anderer Art. Massig, von behäbigen Konturen, fest auf und in sich beruhend, sicher und voll schwerer Wucht. In ihrer Nähe erhebt sich der Turm der Kirche von St. Mang in Stadtarnhof, dessen runde Kuppel neugierig in die Welt sieht. Im Nordosten leuchten die zerrissenen, weißen Felswände des Keilbergs in mattem Licht, dahinter droht der schwarze bewaldete Kegel des Scheibelberg. Verdämmernd ragen am Horizont die Höhen des Bayerischen Waldes, der seine Ausläufer weit in das flache Land herein schickt. Im Süden schweift der Blick weit hinaus, Kumpfmühl ist zu sehen, dessen Kirchturm sich vom Himmel scharf abhebt, und Karthaus-Brüll.

Von seltener Anmut ist Regensburgs Bild: Die vielen Türme, wehrhaft und voll schwerer Kraft, trotzen im Sonnenlicht, das die altersgrauen Häuser mit leuchtendem Glanz übergießt. Der Dom steht in stolzer Ruhe und Schönheit und in warmem bläulichem Grau spannt sich der Herbsthimmel, mit weißen Wolken zierlich aufgeputzt, über die Stadt. Das schimmernde Band der Donau grüßt herauf und rings dehnen sich Felder und Äcker in weiten Flächen. Wer die Stadt so gesehen, von der Herbstsonne Gold umflossen, wird das Bild bleibend in der Erinnerung behalten.

Die Ostengasse

Ein unbekannter Künstler von vielen Graden, der Pinsel und Palette mit Geschick und Fleiß zu handhaben verstand, ist der Schöpfer des an einem Hause in der Ostengasse sich jedem Vorübergehenden präsentierenden, vergnüglichen Bildes, das den wütend die Zähne fletschenden Bären darstellt, der gar grimmig und voll Zorn dreinblickt, vermutlich aus Ärger darüber, daß man es gewagt hat, ihn an die Kette zu legen. Fein säuberlich mit Geduld und Kunst ist

diese lange Kette mit ihren einzelnen Ringen dargestellt. Und da der wackere Meister, ein Anhänger der naturalistischen Methode zu sein scheint, so ist das Loch darin die Kette mündet, nicht gemalt, nein, wirklich in die Mauer gehöhlt. Die Erneuerer dieses merkwürdigen Kunstwerkes, die die Schäden behoben, die dem Bild im Laufe der Jahrzehnte durch den bekannten bissigen Zahn der Zeit zugefügt wurden, trauten wohl dem Können des ursprünglichen Schöpfers nicht recht: drum ließen sie, um keinen Zweifel an Nam und Art des dargestellten Tieres aufkommen zu lassen, die Inschrift stehen: »Dieses Haus stehet in Gottes Hand, zum Bären an der Ketten ist es genannt«. Das originelle Bild paßt so recht in den Charakter der Gasse, die schon deshalb einen bizarren Eindruck macht, da ihre große Länge in so gar keinem Verhältnis zur Breite steht. Ein Wehrturm voll trutziger Kraft und Größe beherrscht das Gesamtbild der Ostengasse: der Ostenturm. Mächtig und stark reckt er sich in die Höhe, von zwei kleineren Türmen flankiert. Er scheint sich bewußt, daß er den Eintritt in die Stadt bewacht und blickt mürrisch drein, wenn ein ungebetener Gast wie die Straßenbahn ohne Ehrfurcht vor seinem Alter durch sein Tor rattert. - Ein Anblick von seltener Anmut ist es, wenn man von der Stadtseite aus dem Turm näher kommt und durch den breitgewölbten Torbogen das blasse Grün der Bäume der Straubingerstraße hervorlugen sieht. Die beiden Glocken des Turmes, die hoch oben aus den Dachlücken neugierig auf die Straße blicken, führen ein beschauliches Dasein. Die müssen einen prächtigen Rundblick haben über die Stadt, über deren Dächer hinweg so manches Mal ihre Klänge schweben.

Unter den Schwibbögen

Sie ist immer dunkel und düster, die Schwibbogenstraße. Selbst im

hohen Sommer gewährt sie dem Licht nur zögernd und widerwillig Eintritt und sieht mit scheelen Augen die gleißenden Strahlenbündel, die die Sonne in schelmischem Übermut gegen die schwärzlichen Wände der Häuser wirft. Der Spätherbst mit seinen grauen, nebligen Tagen ist ihr die liebste Zeit des Jahres. Nur selten und auf kurze Weile dringt jetzt flutendes Licht in die enge finstere Straße, die, stets kalt und feucht, in ihrer abweisenden Ruhe Bilder mittelalterlicher Zeiten heraufbeschwört. Die krummen, winkligen Häuser stehen in der frühen Dämmerung des Novembers wie verzauberte Kobolde. Der Ausblick gegen die Goliathstraße zeigt abenteuerlich verschnörkelte, reizvoll gebrochene Linien der Häuserkonturen, die wie Silhouetten in die Helle geschnitten sind, die die aufblitzenden Lichter der Stadt am Abendhimmel verbreiten. Der mächtige Torbogen der Porta Praetoria starrt drohend und finster. Wuchtig und voll verhaltener Kraft wölben sich die riesigen Blöcke, eisenfest auf einandergetürmt. Die Schatten vieler Jahrhunderte umschauern das uralte Gemäuer. Braune, sehnige Kriegergestalten mit blitzenden dunklen Augen, in schimmernde Rüstungen gehüllt, geschient und den schweren Helm auf dem Kopf, das kurze, breite Römerschwert an der Seite, sitzen um das lodernde Wachtfeuer, das vor dem Südtor der Castra Regina hellen Schein wirft. Soldaten des Römerkaisers Marc Aurel halten das Castell besetzt, das hier bis knapp an die Donau vordringt ... »Porta Praetoria des Römischen Castells Castra Regina. Erbaut um 179 nach Christus von Kaiser Marcus Aurelius.« So sagt eine Inschrift an dem unverwüstlichen Bauwerk. Neben diesen steinernen Zeugen einer großen Vergangenheit hat man einen weiten Platz freigelegt. Die alte Braustätte der Bischofshoferbrauerei stand hier. Im dunkelnden Abend leuchten in drei feinen und schlanken Kurven die weißen Bogen eines Kreuzganges. In den grauen Abendhimmel ragt der Dom, der über das seltsam gegiebelte

Häusermeer hinauswächst, dessen schlanke Türme in ruhiger Schönheit zur Höhe streben. Langsam und wuchtend fallen Glockenschläge in die Stille. Die Straße ist fast menschenleer. Nur bisweilen hallen die Schritte Vorübergehender, die eilig ihren Weg dahinstreben und deren Schatten in dem zitternden Licht der Gaslaternen seltsam huschen. Von der Mauer eines Hauses löst sich bröckelnd ein Stück Mörtel und fällt mit leisem Laut auf dem Boden auf. Am wolkenbedeckten Himmel blitzen in einer Lücke ein paar Sterne auf. Von Ferne dringt der Straßenlärm und das Klingeln der Elektrischen - ein Ton wie aus einer anderen Welt.

Beim Rathaus

In dem feinen Nebel des späten Herbstnachmittages wächst der wuchtige, massige Turm des alten Rathauses zu schier übernatürlicher Größe empor. Das schwärzliche Grau seiner Mauern schiebt sich finster drohend wie die eisenstarrende Schlachtreihe eines Fähnleins reisiger Knechte auf den Platz vor. Turmdach und Spitze sind ganz verhüllt von den gleitenden weißen Schleiern, die einen matten Flor um das Haupt des trutzig ragenden Gesellen breiten, sodaß es den Anschein hat, als ob er nach oben niemals aufhören wolle, als ob seine riesige Gestalt sich ins Unendliche strecke. Das Zifferblatt der großen Uhr, deren breite, metallisch glänzende Zeiger an hellen Sonnentagen funkeln, ist, hinter den huschenden grauen Nebeln verborgen, nicht zu erkennen. Und wenn plötzlich der eherne Klang der Glockenstimme in schwer hallendem Schlag über die Dächer dröhnt und die Stunde verkündet, scheint der mählich verzitternde Ton aus unsichtbaren, überirdischen Räumen zu kommen. In der Stube des Turmwächters brennt ein flackerndes, dünnes Lichtlein, dessen rötlicher Schein mühsam

kämpfend die dicke Nebelwand durchdringt; es hängt wie ein verlassener, einsamer Stern in der dunkelnden Höhe. Das niedrige Gewimmel der wirr begiebelten Bürgerhäuser des Kohlenmarktes drängt sich hilfesuchend an den Turm heran. Feucht glänzen die breiten Treppenstufen des mittelalterlichen Portals, das zum großen Reichssaal führt. Die hohen, schmalen Bogenfenster des Saales gähnen schwarz und drohend und der graue verwitterte Erker des Gebäudes wuchtet schwer und finster vor. Auf der Straße drängen und stoßen sich in hastender Eile die Menschen. In dem trüben, verdämmernden Licht der Laternen, das fahl durch das gleitende Volk der Nebelschwaden glimmernd leuchtet, sind ihre schwarzen Silhouetten seltsam verzerrt. Nur schlecht will das laute Treiben und Lärmen des modernen Straßenlebens, das Klingeln der Elektrischen, die ratternd vorbeifährt, das Rollen und Dröhnen der Lastwagen zu dem Orte passen, der noch von dem Zauber einer großen Vergangenheit unwittert ist, und nur schwer findet sich da eine Verbindung mit dem Geist einer mystisch in Furcht und Verzückung nach dem Göttlichen sich steigernden Zeit. Man muß warten, bis das schwingende Leben des Tages verrauscht ist und die Straßen still und ruhig liegen. Wenn dann der alte steinerne Brunnen sein einförmiges Schlummerlied singt, die Schritte eines späten Wanderers laut auf dem Pflaster hallen, das Licht in den Fenstern der Häuser erloschen ist und die schweigende Nacht ihren Mantel über die Stadt gebreitet hat, scheint die Vergangenheit wieder lebendig zu werden: Würdige Ratsherren in langen, dunklen Talaren, das Barett auf dem Kopfe, mit ernstern Gesichtern und gewichtigen Schritten wandeln durch das Tor des Rathauses, vom Stadtknecht ehrerbietig begrüßt. Züchtige Jungfräulein schreiten vorüber, geschämig den Blick zu Boden gerichtet, - bis um die Ecke ein junges Blut mit dem ersten Flaumbart und roten Wangen biegt.

Da heben sich die Augen der Mädchen und danken mit warmem Aufleuchten dem kecken Gesellen für das zierliche Schwenken der Mütze. Ein Büttel in Amtstracht kommt des Weges, von den Buben ehrfürchtig bestaunt. Am Brunnen schöpfen dralle Mägde unter Scherzen und Kichern Wasser und tragen die gefüllten Eimer in die Häuser. Vergoldete Prunkwägen rollen heran, in denen hochmütig dreinblickende Reichswürdenträger sitzen. Der Kopfputz der Pferde gleißt im Sonnenlicht. Mit scharfem Ruck hält die reichgeschmückte Karosse vor der Treppe des Stiegenhauses die zum Reichssaal führt, wo die Geschicke des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in langen, nichtssagenden Tiraden, mit pompösem Wortschwall besprochen werden, wo über langwierigen Rangstreitigkeiten und Kleinkrämerei das Wohl des Reiches vernachlässigt wird ... Von der Turmuhr tönen elf Glockenschläge in die Nacht. Verschwunden sind die Gestalten, die eben den Platz belebten, wie vom Nebel verschlungen. Nur der Brunnen rauscht sein Lied wie damals und die alten grauen Häuser sind in die stimmungsvolle, verträumte Schönheit des stillen Marktplatzes einer mittelalterlichen Stadt eingesponnen.

[1911]

Martin Greif

Martin Greif ist tot. Mit ihm ging ein Dichter, der weltabgewandt, abseits von allen literarischen Fragen und Feind jedes Parteigezänks mit hoher Kraft und sicherem Formgefühl gestaltete, was sein schönheitsfrohes Auge sah und sein feingestimmtes Ohr erlauschte. Nie ist er in die weite Arena des Kampfes der widerstreitenden Ideen herabgestiegen, nie hat er es versucht, noch verstanden, die

Aufmerksamkeit der großen Menge auf sich zu ziehen - immer ist er der stille, versonnene Sänger geblieben, der unbeirrt, ohne sich durch die wechselnden Strömungen und Richtungen des herrschenden Geschmackes aus seiner Bahn bringen zu lassen, seine eigenen Wege ging. Eben diese stolzbescheidene Zurückhaltung ist die Hauptursache neben seiner, dem Durchschnittsleser nicht mundenden Sprache, die ungezwungen und ungekünstelt, jedes leere Pathos und für den Augenblick verblüffende Bilderfülle verschmähend, in klarem, edlem Flusse dahinströmt.

Greif ist ein elementarer Lyriker. Die Knappheit und Prägnanz seines Ausdruckes läßt ihn immer rein, naiv und gesund wirken, weist auf das Volkslied und Goethe hin. Der bekannte Literaturhistoriker Bartels sagt von ihm: »Seinesgleichen werden wir nie entbehren können, wenn wir nach wie vor eine Dichtung wünschen, die auch dem Volke etwas sein kann, und er allein wiegt die ganze symbolische Lyrik unserer Tage auf.« Seine Gedichte wirken wie ein frischer, klarer Quellbach, der durch rauschende Tannenwälder murmelt, ein gesunder, befreiender Hauch geht von ihnen aus, der in unserem überhastenden, hysterischen Zeitalter doppelt wohltuend wirkt. Eine Probe seiner Lyrik, die in sechs kurzen Zeilen die ganze Kunst des Dichters, seine scharfe Naturbeobachtung, das sichere Festhalten einer gewonnenen Stimmung, seine tiefe, innerliche Religiösität zeigt, ist die prächtige »Hochsommernacht«:

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Das der Herr in Händen hält.
Nur am Berge rauscht der Born
Zu der Ernte Hut bestellt
Wallen Engel durch das Korn.

Greif, der Dramatiker, ist von weniger hervorragender Bedeutung. Zwar ist seinen zahlreichen Bühnenwerken (ich nenne als die hauptsächlichsten: Bayard, Prinz Eugen, CorfizUlfeldt, Agnes Bernauer, General York, Ludwig der Bayer usw.) objektive Gestaltungskraft und seelisches Erleben nicht abzusprechen, aber es fehlt ihnen der große Zug, der fortreißende dramatische Schwung. Nur vereinzelt kommen daher auch Stücke Greifs zur Aufführung. Der äußere Lebensgang des Dichters zeigt kein ungewöhnliches Menschenschicksal, sondern eine in ruhigen Bahnen fortschreitende Entwicklung. Martin Greif ist nur ein dichterischer Deckname, der Familienname ist Friedrich Hermann Frey. König Ludwig 11. gestattete durch Kabinettsorder vom 18. Februar 1882, daß der Dichter den Namen Martin Greif, neben seinem bürgerlichen Namen führen dürfe. Geboren wurde Greif als Sohn katholischer Eltern am 18. Juni 1839 zu Speyer. Sein Vater war Regierungsdirektor in Bayreuth und besaß den persönlichen Adelstitel. 1857 trat der junge Frey ins bayerische Heer als Kadett ein und wurde zwei Jahre später zum Artillerieleutnant befördert. 1861 lernte er Frankreich und England kennen, 1867 schied er, da er seine dichterische Kraft, die er vorher verschiedentlich mit Erfolg erprobt hatte, wachsen spürte, aus dem Militärverbande aus. 1868 erschienen seine ersten Gedichte, ein schmales Bändchen von kaum 200 Seiten, die jetzt die siebente Auflage erreicht haben. 1902 gab er einen zweiten Gedichtband heraus: Neue Lieder und Mären. Greif lebte fast immer in München, wo auch die meisten Dramen entstanden. 1903 wurde er vom Prinzregenten zum Hofrat ernannt. Bis in die letzte Zeit hinein war der Dichter, abgesehen von den unvermeidlichen Schwächen seines Alters ganz wohl. Dann trat eine auffallende Verschlechterung ein und seit drei Wochen lag er im Spital zu Kufstein schwer krank darnieder. Sein Zustand machte eine

Überführung nach München unmöglich. Er litt an einer Nierenaffektion, der sich Wassersucht zugesellt hat. Später trat Blutbrechen ein, das den Kranken noch mehr schwächte. Heute vormittag wurde er durch den Tod von seinem Leiden erlöst. Greif hat verfügt, daß seine Leiche nach Zangberg bei Ampfing nächst Mühldorf überführt und dort bestattet werde. Der Dichter hat einen langen und schönen Lebensabend gehabt, die allgemeine Anerkennung seiner Persönlichkeit war im beständigen Steigen begriffen, er genoß, was er in seinem »Dichterswunsch« ersehnte:

Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst du deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr ihm nur,
Wenn er wert, sie zu erfahren.
Sorge, daß ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umfliehet;
Wenn im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüten wieget.

[1911]

Peter Altenberg

Von Christoph von Schmid ist das Lehrgedicht »Das Glasgemälde«. Der bekannte Jugendschriftsteller läßt darin eingangs einen Wanderer ein Glasgemälde beschauen, das stumpf, in eintönig dunklen Farben, ein unentwirrbares, regelloses Durcheinander von

Linien und Strichen zeigt und nicht erkennen läßt, welche Idee das Ganze beherrscht, was der rätselvolle Knäuel von Farbenflecken und sich kreuzenden und gleichlaufenden Fäden vorstellen soll. Als aber dann plötzlich eine breite, glänzende Lichtwelle sieghaft das Glas durchflutet, ersteht mit einem Male in wundervoller Klarheit und Reinheit das Bild, die durcheinanderschießenden Linien lösen sich in vollendeter Harmonie und Bogenschöne, das allgemeine schwärzlich braun des Tones wandelt sich zu einer leuchtend strömenden, überquellenden Farbensymphonie, in seiner erhabenen Einfachheit tritt die Idee, die der Schöpfer des Gemäldes verkörpern wollte, zu Tage. Und bewundernd, ergriffen läßt der Beschauer die lautere Schönheit des Werkes auf sich wirken und indem er willig seine ganze Seele dem überwältigenden Reichtum echter Kunst weit öffnet, sieht und erkennt er die tieferen Absichten, die bei der Entstehung des Bildes bestimmend waren, und steht erschauernd still vor dem Geheimnis des gestaltenden, formenden Menschengestes, der in der schöpferischen Kraft der Künstlerseele kristallisiert erscheint.

Wer zum erstenmal ein Buch von Peter Altenberg in die Hand nimmt, dem wird es ähnlich ergehen. Vor diesen kurzen Skizzen und impressionistischen Plaudereien mit dem fahrig und nervös wirkenden Stil und den scheinbar den logischen Zusammenhang vermissenlassenden, equilibristisch überpurzelnden Gedankensprüngen steht man zuerst kopfschüttelnd wie vor einem tollen, wüsten Hexensabbat grell aufblitzender Gedanken und genau malender Wort- und Satzprägungen, die auf den ersten Blick jeden Sinn vermissen lassen. Nur langsam liest man sich in die Manier Altenbergs hinein und erkennt allmählich, welche originelle Persönlichkeit, welche überraschend tief schürfender und sehender Geist sich in diesen zuckenden, abgerissenen Satzgefügen offenbart.

Das Wesen des Wiener Poeten ist schwer in eine bestimmte, abgrenzende Formel zu pressen. Am besten ist es wohl, man nennt ihn einen Dichterphilosophen, der in prägnanten, erschöpfenden Worten, in einer Art Kurzschrift, seine Anschauungen niederlegt, der etwas zu sagen weiß und auch etwas zu sagen hat. In seinem jetzt neuerschienenen Werke »Bilderbögen des kleinen Lebens« (Verlag Erich Reiß, Berlin) ist Altenbergs Kunst so recht ausgeprägt und ausgereift. Die ihm eigene Form der kurzen, oft kaum seitenlangen Skizze, die er in seinen sämtlichen Werken beinahe ausschließlich verwendet, behält er auch hier bei. Mit Kraft und Behendigkeit bewegt sich der nun Fünfzigjährige in seinem Elemente, manche böse Wahrheit lacht er den Spießern ins Gesicht und hält seine Fackel in manches finstere, dunkle Eulennest im Reiche der Gedanken.

Altenberg ist noch viel zu wenig bekannt und noch viel weniger seinem wahren Wert entsprechend gewürdigt. Er ist ein tiefer und reicher Mensch, ein echter Dichter und wer den, allerdings mühseligen und steinigen Weg zu ihm findet, dem wird er ein innerliches Erlebnis bedeuten.

[1911]

Literatur als Ware

»Wir wollen weniger erhoben und mehr gelesen sein.« Lessing war es, dem dieser bittere Stoßseufzer entschlüpfte. Lebte er in unserer Zeit, würde er wohl noch hinzusetzen: Und vor allem wollen wir auch besser bezahlt sein. Und sicher fände er damit die allseitige

Zustimmung seiner Kollegen auf dem Parnaß. Gibt es doch kaum einen freien Beruf, bei dem die Erwerbsmöglichkeiten unsicherer, von den verschiedensten Umständen und Schwankungen mehr beeinflußt wären, als den des Schriftstellers. Sei es der freischaffende Dichter, der Journalist oder der in der Mitte zwischen beiden stehende Schriftsteller, der sowohl auf Buchabsatz als auf Abnahme seiner Arbeiten durch Zeitungen rechnet ? er ist abhängig von nicht vorherzusehenden Geschmacksänderungen des großen Publikums, von der Aktualität seiner Erzeugnisse, von einer Reihe von Zufällen, die seine Arbeit zu einer nutzlosen machen können. Dazu kommt, daß in neuerer Zeit die Zahl derer, die von dem Ertrage ihrer Feder leben, gegen früher bedeutend gestiegen ist ? weit bedeutender, als dies der natürlichen Vergrößerung des Absatzgebietes entspräche ? und daß dadurch ebenfalls die Verhältnisse ungünstig verschoben worden sind. Es ist nur zu begreiflich und warm zu begrüßen, daß man deshalb in den beteiligten Kreisen darnach strebt, die Position des literarischen Arbeiters in materieller Beziehung auf eine höhere Stufe zu stellen. Die Zeit ist vorbei, da man es als ideale Forderung betrachtete, daß der Schriftsteller in Ruhm, Anerkennung, im Gefühle seiner fruchtbaren Tätigkeit so viel Lohn und Genugtuung finden müsse, daß es ihm auf ein paar Mark Honorar mehr oder weniger wahrhaftig nicht ankommen dürfe. Kein vernünftiger Mensch wird mehr diesen Standpunkt vertreten, der in seiner vollen Absurdität von den ausübenden Literaten geradezu als Hohn empfunden wird. Die »Bemerkungen über die Wertung schriftstellerischer Arbeit«, die W. Fred im Auftrage des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller soeben unter dem Titel »Literatur als Ware« im Verlage von Oesterheld u. Co. in Berlin hat erscheinen lassen, sind daher zur richtigen Zeit gekommen, Sie geben Anhaltspunkte, wie man der Angelegenheit energisch auf den

Leib zu gehen habe. Fred setzt mit der Erkenntnis ein: In einem bestimmten Augenblick wird auch das persönlichste Kunstwerk, auch die aus dem triebhaften Empfinden geborene Dichtung Ware. An diesem Zeitpunkt gilt für sie wie für jeden Verkaufsartikel nur ein Gesetz: die Wirklichkeit. Kein Gefühl, keine Illusion, kein Wunsch kommt gegen die Realität auf. Ist das Werk Ware geworden, so unterliegt es den wirtschaftlichen Gesetzen. Und keine Stimmung, keine Poesie, keine Torheit, darf darin der materiellen Wertung, die auf offenem Markt geschieht, entgegenarbeiten. Wir müssen dafür sorgen, daß die Preisbildung der literarischen Ware nach gerechten ökonomischen und sozialpolitischen Leitsätzen geschehe.

Damit ist der Boden gelegt, zu der einzig richtigen Bewertung des Erzeugnisses des Literaten. Und auf diesem Boden stehend entwickelt Fred, nachdem er außerordentlich scharfsinnig und eingehend die Blößen dargelegt, die der heute geltenden Wertung schriftstellerischer Arbeit anhaften, eine Reihe von Leitsätzen, die eine Besserung dieser Verhältnisse herbeiführen sollen. Die wichtigsten dieser Minimalforderungen sind: Organisation mit gewerkschaftlichem Charakter, Angliederung einer Geschäftsstelle, die auch die Arbeit der Rechtsschutzkommission besorgen soll, Eingliederung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in den Reichsverband der deutschen Presse.

Fred verlangt dann Mindesttarife für Beiträge an Tageszeitungen, die sich nach Auflagenzahl und Erscheinungsort der Blätter abstufen. Er will, daß die Redaktionen verpflichtet sind, aktuelle Beiträge, die verlangt worden sind, binnen einer Frist zurückzuschicken, die vor Entwertung der geistigen Arbeit schützt. Die Honorierung soll nach Annahme der Arbeit, nicht erst nach Abdruck erfolgen. Auch für den Verkehr mit Buchverlegern stellt Fred bestimmte Bedingungen

wie: Kein Umsonstschreiben, kein Reinertragsvertrag, keine Zuschüsse der Autoren für Illustrationen, keine Auflagenverträge ohne Angabe der Höhe jeder Auflage, kein Übersatz oder Freixemplardruck nach der ersten Auflage. Freiheit des Werkes, wenn der Verlag sich weigert, eine nötig gewordene neue Auflage zu drucken, oder die Propaganda in Katalogen einstellt etc.

Ob das warmherzig geschriebene Büchlein (der Reinertrag der Schrift fällt deni »Schutzverband deutscher Schriftsteller« zu) den Erfolg haben wird, den es erreichen will: ein Beitrag zu sein, der mithilft, der Bewegung zur materiellen Hebung des literarischen Arbeiters zu nützen! Zu wünschen wäre es!

[1911]

Die Kunst stirbt

So behauptet wenigstens Viktor Auburtin in seiner gleichbetitelten Schrift, die im Verlage Albert Langen in München erschienen ist und die das Glaubensbekenntnis eines Pessimisten enthält, der die künstlerischen Verhältnisse unserer Tage schwarz in schwarz malt und der auch keinen tröstlichen Ausblick in die Zukunft, keine Hoffnung auf eine spätere Besserung gibt. Es ist noch nicht lange her, daß ein anderer Schriftsteller von Ruf und Bedeutung eindringlich auf die Verflachung unseres Kunstlebens hingewiesen hat: ich meine Herbert Eulenberg, der in seiner Trauerrede an die deutsche Nation »Die Kunst in unserer Zeit« mit tiefem Ernst und mit sicherem Blick für die wechselnden Strömungen auf künstlerischem Gebiete auf die Merkmale hingewiesen hat, die dem Kundigen anzeigen, daß unsere Zeitepoche bei den weitaus meisten Menschen ein auffallend großes Minus an Interesse und Anteilnahme an Dingen der Kunst aufzuweisen hat. Aber Eulenberg ist ein Optimist, er glaubt an eine Besserung dieser Verhältnisse, an ein neues goldenes Kunstzeitalter und er weiß Mittel und Wege zu nennen, die diesen Aufschwung herbeiführen sollen. Anders Auburtin. Er sieht die Dinge schwärzer, er formuliert den Satz, daß die ganze Kunst am Ende sei, und daß wir einer vollkommen kunstlosen Zukunft entgegen gehen. Die Kunst stirbt an der

Industrialisierung der Welt, an der Nützlichkeit, an dem, was wir großmäulig »die Errungenschaften« nennen. Und sie stirbt daran, daß in der immer straffer angezogenen sozialen Organisation die Persönlichkeit und die Leidenschaft ausgemerzt werden, ohne die eine Kunst nicht möglich ist. Eine Kritik der modernen Technik wird in dem kleinen Werk nur angedeutet, nicht durchgeführt, und das muß Nationalökonomien überlassen werden. Aber deutlich wird es gesagt, daß der Fortschritt oder was wir so nennen, der Tod der Kunst sein wird. Die Kunst entspringt alle den dunklen Dämonien, die wir jetzt glücklich abzuschaffen im Begriffe sind, dem Haß und dem Frevel, den entfesselten Temperamenten und der Auflehnung verschrobener Individualitäten gegen die Macht der Masse. Sie muß sterben, wenn eine allgemeine Gerechtigkeit durchgeführt wird, wenn wir die sozialen Gegensätze ausgleichen, und in den wohlpolizierten Staaten der Zukunft muß sie ersticken. Dieser Gedanke, daß die Kunst am Sterben ist, wird in dem kleinen Werke eindringlich und leidenschaftlich vorgebracht.

Ob Auburtin nur übertreibt? Jedenfalls: Daß große Künste jetzt eine schwere Krisis durchmachen? so das Drama und die Malerei ? muß auffallen. Alle Welt sieht, daß da wertvolle Kunstgüter verflachen oder durch schamlose Entrepreneure verpöbelt werden, aber allgemein tröstet man sich mit dem Gedanken, daß solche Verdunkelung schon oft dagewesen sei und auch diesmal wieder vorübergehen werde.

Quivivraverra! Ob dieser Trost berechtigt ist, muß erst die Zukunft lehren. jeder Kunstfreund kann es nur wünschen und hoffen.

DRUCKNACHWEISE UND ANMERKUNGEN

Frühe Werke

Journalistische Anfänge hei den »Regensburger Neuesten

Nachrichten «

S.9 Die Dult

In: Nr.219, 15.9.1911.

Das Goethe-Zitat stammt aus der Osterspaziergangsszene des *Faust* (V.945-949), die sprichwörtliche Wendung von Wilhelm Busch aus dessen *D, de tdum*(1874). Das Schichd'sche Künstler- und Zaubentheater gehörte schon damals beim Münchener Oktoberfest zu den traditionellen Attraktionen.

S.12-27 Regensburger Bilderbögen

Zu den erwähnten Sehenswürdigkeiten des alten Regensburg vgl. die ausführlichen lokal- und

kunstgeschichtlichen Angaben hei: Hugo Graf von Wadendorf, *Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart*, 4.Aufl., Regensburg: Pustet 1896 (Nachdruck: Ebd. 1977).
Der Haidplatz, Die steinerne Brücke, Der Römerturm. In: Nr.230, 28.9.1911. Der Schweizer Arnold Winkelried soll in der Schlacht hei Sempach (1386) mehrere feindliche Spieße auf sich gezogen und so den Eidgenossen den Einbruch in die aufgerissene Schlachtreihe ermöglicht haben. Die Rokokokirche St.Magnus in Stadtamhof wird in B.sArtikeln als »St.Magn« geschrieben.

Der Dom, Die Wahlenstraße In: Nr.240, 10.10.1911.

*Die Allee, An der Herzogsgmauer*In: Nr.248, 19.10.1911.

Das Stadtbild in Nr.258, 31.1(1.1911.

Der »große Korse«, Napoleon, hatte am 23.April 1809 seine Truppen in das kurz zuvor noch von den feindlichen Österreichern besetzte Regensburg geführt.

Die Ostengasse, Unter den Schwibbögen In: Nr.265, 9.11.1911.

Beim Rathaus In: Nr.276, 22.11.1911.

S.28 Martin Greif

In: Nr.82, 1.4.1911.

Das Zitat von Adolf Bartels stammt aus dessen *Geschichte der deutschen*

Literatur. Zweiter Band: Die neuere Literatur (Leipzig: Eduard Avenarius 1905, S.588).

Zu Martin Greif bekannte sich B. noch im Rückblick von 1949: »Greif hab ich immer geliebt, in den paar Gedichten, die in jeder Anthologie stehen. Auch in unserer. Seine Dramen sollen schauerlich sein.« (An Wetzlar, 5.9.1949) In Will Vespers Anthologie *Die Ernte* (vgl. S.572) war das *Gedicht Hochsommernacht* aufgenommen; in B.s *Lyrik des Abendlands* lediglich *Abend*.

S.31 Peter Altenberg

In: Nr.99, 24.4.1911.

Der Bohemien und Feuilletonist Peter Altenberg galt schon den Zeitgenossen als Verkörperung der dekadenten Lebenspoesie des »Jungen Wien«, dem B. vor allem in seinen ersten dramatischen Versuchen verpflichtet ist (vgl. S.572).

S.33 Literatur als Ware

In: Nr. 144, 19.6.1911.

Lessings)geflügeltes Wort, das B. gern zitiert, eröffnete 1753 die Sammlung seiner *Sinngedichte*:

Die Sinngedichte an den Leser

Wer wird nicht einen *Klopstock loben*?

Doch wird ihn jeder lesen? - Nein.

Wir wollen weniger erhoben,

Und fleißiger gelesen sein.

B. freilich wendet dies später kritisch gegen ein Publikum, das sich dem Anspruch der >Dichter< entziehe und >Schriftsteller< vorziehe (vgl. Almanach, S.16f.).

S.36 Die Kunst stirbt

In: Nr. 192, 14.8.1911.

Herbert Eulenberg's »Trauerrede an die deutsche Nation« *Die Kunst in unserer Zeit* erschien 1911 bei Ernst Rowohlt in Leipzig.

S.38 Der Kondor

In: Nr.217, 27.8.1912.

Über das Ziel dieser ersten »expressionistischen« Anthologie schrieb der Herausgeber Kurt Hiller im Vorwort (S.7f.):

Und so plant der Kondor ein Manifest zu sein. Eine Dichter-Sezession; eine rigorose Sammlung radikaler Strophen. Zum erstenmal sollen hier

Im Band 1 folgen hier auf den Seiten 38 bis 54 acht Theaterkritiken.

Da diese Kritiken in dem später erschienenen Band „Georg Britting als Theaterkritiker in Regensburg“ enthalten sind, bitten wir diese dort zu lesen.

[Der Herausgeber.]

S.12-27 Regensburger Bilderbögen

Zu den erwähnten Sehenswürdigkeiten des alten Regensburg vgl. die ausführlichen lokal- und kunstgeschichtlichen Angaben bei: Hugo Graf von Wadendorf, , *Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart*, 4.Aufl., Regensburg: Pustet 1896 (Nachdruck: Ebd. 1977)

S.9 Die Dult

In: Nr.219, 15.9.1911.

Das Goethe-Zitat stammt aus der Osterspaziergangsszene des *Faust* (V.945-949), die sprichwörtliche Wendung von Wilhelm Busch aus dessen *D. de tdum*(1874). Das Schichd'sche Künstler- und Zaubertheater gehörte schon damals beim Münchener Oktoberfest zu den traditionellen Attraktionen.

Der Haidplatz, Die steinerne Brücke, Der Römerturm. In: Nr.230, 28.9.1911. Der Schweizer Arnold Winkelried soll in der Schlacht bei Sempach (1386) mehrere feindliche Spieße auf sich gezogen und so den Eidgenossen den Einbruch in die aufgerissene Schlachtreihe ermöglicht haben. Die Rokokokirche St.Magnus in Stadtamhof wird in B.sArtikeln als »St.Magn«

geschrieben.

Der Haidplatz, Die steinerne Brücke, Der Römerturm. In: Nr.230, 28.9.1911. Der Schweizer Arnold Winkelried soll in der Schlacht bei Sempach (1386) mehrere feindliche Spieße auf sich gezogen und so den Eidgenossen den Einbruch in die aufgerissene Schlachtreihe ermöglicht haben. Die Rokokokirche St.Magnus in Stadtamhof wird in B.sArtikeln als »St.Magn« geschrieben.

Der Haidplatz, Die steinerne Brücke, Der Römerturm. In: Nr.230, 28.9.1911. Der Schweizer Arnold Winkelried soll in der Schlacht bei Sempach (1386) mehrere feindliche Spieße auf sich gezogen und so den Eidgenossen den Einbruch in die aufgerissene Schlachtreihe ermöglicht haben. Die Rokokokirche St.Magnus in Stadtamhof wird in B.sArtikeln als »St.Magn« geschrieben.

Der Dom, Die Wahlenstraße In: Nr.240, 10.10.1911

Der Dom, Die Wahlenstraße In: Nr.240, 10.10.1911

*Die Allee, An derHergsgmauer*In: Nr.248, 19.10.1911. *Das Stadtbild* in Nr.258, 31.1(1.1911).

Der »große Korse«, Napoleon, hatte am 23.April 1809 seine Truppen in das kurz zuvor noch von den feindlichen Österreichern besetzte Regensburg geführt.

*Die Allee, An derHergsgmauer*In: Nr.248, 19.10.1911. *Das Stadtbild* in Nr.258, 31.1(1.1911).

Der »große Korse«, Napoleon, hatte am 23.April 1809 seine Truppen in das kurz zuvor noch von den feindlichen Österreichern besetzte Regensburg geführt.

Das Stadtbild in Nr.258, 31.11.1911.

Der »große Korse«, Napoleon, hatte am 23.April 1809 seine Truppen in das kurz zuvor noch von den feindlichen Österreichern besetzte Regensburg geführt.

Die Ostengasse, Unter den Schwibbögen In: Nr.265, 9.11.1911.

Die Ostengasse, Unter den Schwibbögen In: Nr.265, 9.11.1911.

Beim Rathaus In: Nr.276, 22.11.1911

S.28 Martin Greif

In: Nr.82, 1.4.1911.

Das Zitat von Adolf Bartels stammt aus dessen *Geschichte der deutschen Literatur. Zweiter Band: Die neuere Literatur* (Leipzig: Eduard Avenarius 1905, S.588).

Zu Martin Greif bekannte sich B. noch im Rückblick von 1949: »Greif hab ich immer geliebt, in den paar Gedichten, die in jeder Anthologie stehen. Auch in unserer. Seine Dramen sollen schauerlich

sein.« (An Wetzlar, 5.9.1949) In Will Vespers Anthologie *Die Ernte* (vgl.S.572) war das *Gedicht Hochsommernacht* aufgenommen; in B.s *Lyrik des Abendlands* lediglich *Abend*.

S.31 Peter Altenberg

In: Nr.99, 24.4.1911.

Der Bohemien und Feuilletonist Peter Altenberg galt schon den Zeitgenossen als Verkörperung der dekadenten Lebenspoesie des »Jungen Wien«, dem B. vor allem in seinen ersten dramatischen Versuchen verpflichtet ist (vgl. S.572

S.33 Literatur als Ware

In: Nr. 144, 19.6.1911.

Lessings)geflügeltes Wort, das B. gern zitiert, eröffnete 1753 die Sammlung seiner *Sinngedichte*:

Die Sinngedichte an den Leser

Wer wird nicht einen *Klopstock loben*?
Doch wird ihn jeder lesen? - Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

B. freilich wendet dies später kritisch gegen ein Publikum, das sich dem Anspruch der >Dichter< entziehe und >Schriftsteller< vorziehe (vgl. Almanach, S.16f.).

S.36 Die Kunst stirbt

In: Nr. 192, 14.8.1911.

Herbert Eulenberg's »Trauerrede an die deutsche Nation« *Die Kunst in unserer Zeit* erschien 1911 bei Ernst Rowohlt in Leipzig.